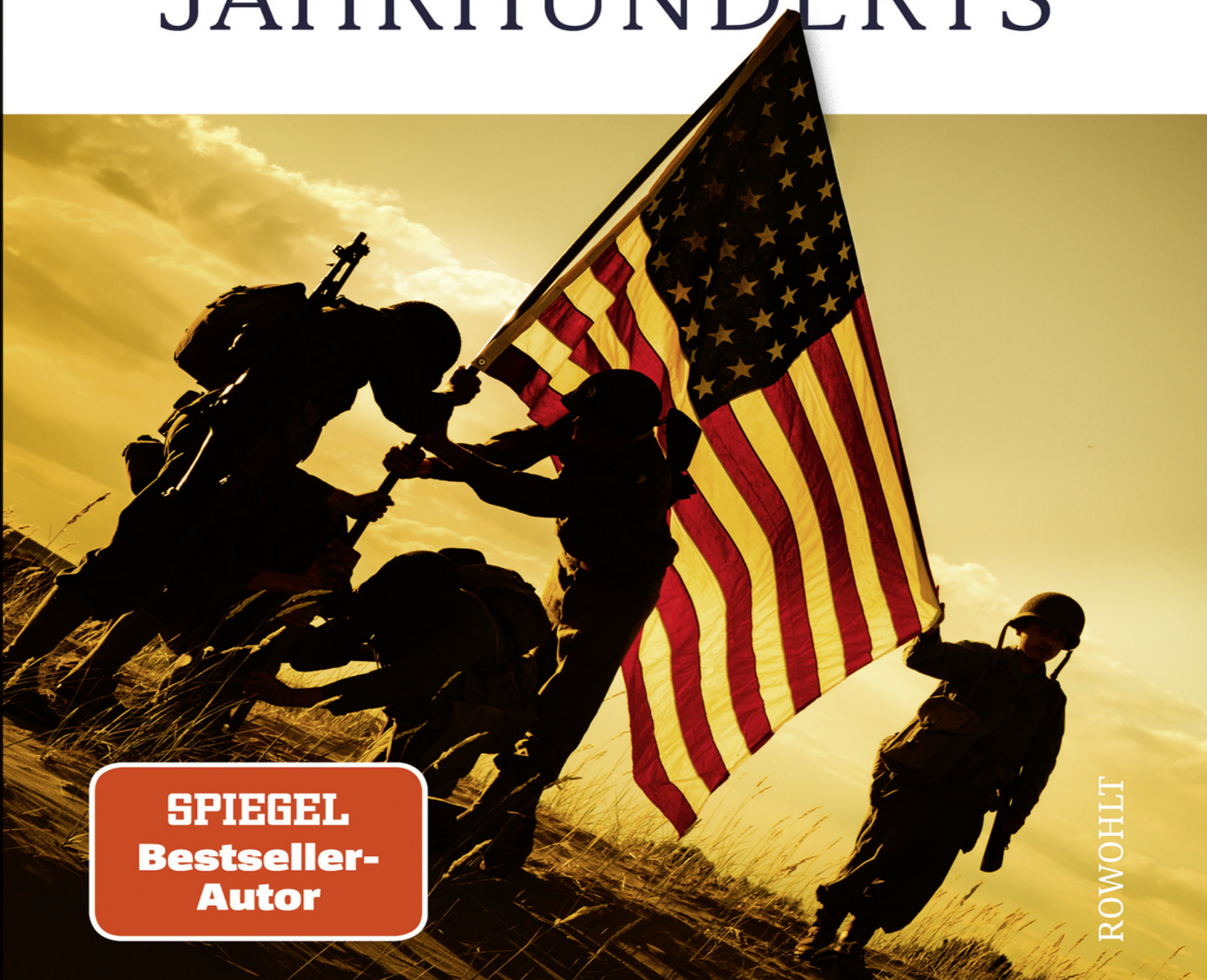


GEORGE PACKER

DAS ENDE DES AMERIKANISCHEN JAHRHUNDERTS



SPIEGEL
Bestseller-
Autor

ROWOHLT

Richard Holbrookes Mission



George Packer

Das Ende des amerikanischen Jahrhunderts

Richard Holbrookes Mission

Aus dem Englischen von Gregor Hens

Über dieses Buch

Der amerikanische Journalist George Packer beschreibt, wie die USA sich in den vergangenen Jahrzehnten aus der Diplomatie zurückgezogen haben, und dokumentiert den Rückgang des amerikanischen Einflusses in der Welt. Als Leitfigur dient ihm der 2010 verstorbene Spitzendiplomat Richard Holbrooke, in dessen Haltung und Persönlichkeit sein Land zum Vorschein kam: laut, tollpatschig, aber auch optimistisch, idealistisch und pragmatisch.

Holbrooke wird bei Packer zu einer übergroßen, tragisch-komischen Figur, mit dem das amerikanische Jahrhundert aufblüht und schließlich zu Ende geht: Holbrooke stirbt plötzlich im Büro von Außenministerin Hillary Clinton, deren Job er fanatisch gern übernommen hätte.

George Packer, Autor der «Abwicklung» und «Die letzte beste Hoffnung» liefert eine romanhafte Doppelbiographie und spiegelt in Holbrookes Leben die Größe, aber auch das Scheitern des amerikanischen Jahrhunderts.

Vita

George Packer, geboren 1960 in Santa Clara, Kalifornien, ist amerikanischer Schriftsteller und Journalist. Er schreibt für *The Atlantic*. Sein Buch «The Unwinding» («Die Abwicklung») wurde 2013 mit dem National Book Award ausgezeichnet. 2009 war er Holtzbrinck Fellow an der American Academy in Berlin. Zuletzt erschien von ihm «Letzte beste Hoffnung». Er lebt mit seiner Familie in New York.

Impressum

Die englische Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel «Our Man: Richard Holbrooke and the End of the American Century» bei Alfred A. Knopf, New York

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Hamburg, Dezember 2022
Copyright der deutschen Erstausgabe © 2022 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

«Our Man: Richard Holbrooke and the End of the American Century» Copyright © 2019 by George Packer

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt, jede Verwertung bedarf der Genehmigung des Verlages.

Covergestaltung Anzinger und Rasp, München

Coverabbildung Diane Labombarbe/iStock

Schrift Droid Serif Copyright © 2007 by Google Corporation

Schrift Open Sans Copyright © by Steve Matteson, Ascender Corp

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

ISBN 978-3-644-00867-0

www.rowohlt.de

Alle angegebenen Seitenzahlen beziehen sich auf die Printausgabe.

Inhaltsübersicht

Für Les und ...

Holbrooke? Klar kannte ...

Träume, weit entfernt

Vietnam

Wie können wir verlieren, wo wir uns doch so
bemühen?

Wie schafft er das nur alles?

Über den eigenen Schatten springen

Da ich jetzt ohne Hoffnung bin

Bosnien

Sie werden mich an Bord holen

Wir sind unseren Träumen nahe

Entweder du siegst, oder du stürzt

Afghanistan

Alles ist anders – und doch genau gleich

Epilog

Zu den Quellenangaben

Anmerkungen

Prolog

Träume, weit entfernt

Wie können wir verlieren, wo wir uns doch so
bemühen?

Wie schafft er das nur alles?

Über den eigenen Schatten springen

Da ich jetzt ohne Hoffnung bin

Sie werden mich an Bord holen

Wir sind unseren Träumen nahe

Entweder du siegst, oder du stürzt

Alles ist anders – und doch genau gleich

Epilog

Danksagung

Bildnachweis

Tafelteil

*Für Les und Judy Gelb
und für Frank Wisner*

Holbrooke? Klar kannte ich den. Ich habe seine Stimme noch im Ohr. Ich höre sie sagen: «Sie haben das Buch nicht gelesen? Sie müssen es lesen, unbedingt.» Die Stimme sagt: «Ich habe das Gefühl, und ich hoffe, das klingt nicht zu selbstgefällig, dass ich in äußerst schwierigen Situationen, wenn niemand eine Antwort hat, zumindest weiß, welche Fragen über allem stehen und wie die Dinge ineinandergreifen.» Sie sagt: «Ich muss auflegen, Hillary ruft an.» Diese Stimme! Ruhig, nieselnd, mit einem Hauch von altem New York, ein rhythmisierter Singsang, wenn er seinen Spaß mit einem hatte, während er auch immer etwas *von dir wollte*, wenn er drängte, schmeichelte, tyrannisierte, verführte, stichelte, analysierte, es immer noch etwas besser wissen musste – wenn er diesen stetigen Druck ausübte wie eine starke Tiefenströmung, sodass man sich am Ende eines Gesprächs, selbst nach zwei Minuten am Telefon, schon an einer ganz anderen Stelle wiederfand, nicht wissend, wie man dorthin gelangt war, und merkwürdig erschöpft.

Er war einen Meter zweiundachtzig groß, wirkte aber größer. Seine Glieder waren lang und dürr, er hatte eine breite Brust, ein breites Kreuz und kantige Schultern, auf denen ein seltsam kleiner Kopf steckte, der ein unermüdliches Hirn enthielt. Seine Füße waren so weit von seinem Rumpf entfernt, dass sie, als sich sein Körper abzunutzen begann und das Blut nicht mehr richtig zirkulierte, rot-weiß anschwellen, marmoriert wie ein Steak. Er ließ sich spezielle Schuhe anfertigen, in seinem ledernen Aktenkoffer waren immer

Socken zum Wechseln, von denen er ein halbes Dutzend Paar am Tag durchschwitzte. Auf langen Flügen zog er sie aus und legte sie zum Trocknen über die Sitztasche in der ersten Klasse, manchmal stopfte er sie auch zu den Geheimdokumenten, die sich in seinem Koffer befanden. Als er an seinem Buch über die Beendigung des Bosnienkriegs arbeitete – hier konnte er sich in die Geschichtsbücher einschreiben, wie er es sich immer sehnlichst gewünscht hatte, aber auch das war ihm nie genug –, steckten seine Füße in einem Shiatsu-Fußmassagegerät von Brookstone. Eines Morgens, als er zu einem Gespräch in der Suite der Außenministerin im Waldorf Astoria erwartet wurde, kam er zu spät. Ohne Schuhe, mit heraushängendem Hemd und offenem Hosenstall tapste er durch das Zimmer und pflückte Trauben aus einem Obstkorb, während Madeleine Albright mit wütendem Blick jede seiner Bewegungen verfolgte. Bei einer Videokonferenz in der Vertretung der USA bei den Vereinten Nationen hatte er die Füße in einer Weise auf einen Stuhl gelegt, dass sie im abhörsicheren Lageraum unten im Weißen Haus beinahe die gesamte Leinwand einnahmen und die Konferenz derart störten, dass der Nationale Sicherheitsberater von Präsident Clinton schließlich einem Adjutanten befahl, das Bild auszuschalten. Wann immer er konnte, legte Holbrooke die Füße hoch, selbst im Weißen Haus, er legte sie auf Schreibtische und Wohnzimmertische – weil es ihm Linderung, und weil es ihm einen Vorteil verschaffte.

Gegen Ende schien es manchmal, als würden sich all seine Sorgen in seinen Füßen sammeln, das Vorhofflimmern, die

ehelichen Spannungen, der enttäuschte Ehrgeiz, Kollegen, die seinen Sturz planten, Hunderttausende von Flugkilometern, korrupte Regierungschefs, ein Krieg, der sich der unerbittlichen Kraft seines Willens nicht beugen wollte. Doch am anderen Ende seines Körpers, weit von den Füßen entfernt, waren seine eisblauen Augen in ständiger Alarmbereitschaft. Ihr Strahlen verriet, dass sein Intellekt wachsam und ruhelos war. Sie nahmen beinahe alles auf und gaben kaum etwas preis, wie Einwegspiegel, die nur den Blick hinaus erlaubten, nicht hinein. Ich habe nie jemanden gekannt, der eine Gruppe von Menschen, einen Gegner, einen Zeitungsartikel, eine Reihe von Variablen in einer komplexen Situation – und selbst seinen eigenen, unmittelbar bevorstehenden Tod – derart schnell einordnen konnte. Dieses unaufhörliche Beurteilen verriet einen manischen Geist, der irgendwo in dieser tiefen Stimme, in den trägen Gliedern dieses Mannes wühlte. In den Achtzigerjahren ging er einmal auf der Madison Avenue spazieren, als ihn mit einem «Hallo, Dick!» ein Bekannter überholte. Holbrooke sah dem Mann hinterher, wandte sich an seine Begleiterin und sagte: «Ich frage mich, wie er das gemeint hat.» Es ist wahr, dass seine Locken dem Kamm nicht gehorchten, dass sein Anzug immer zerknittert war, dass er an Telefon und Fernseher klebte, dass er ständig Dinge verlor, dass er das Essen in sich hineinstopfte – einmal schnitt er sich die Nasenspitze an einer Muschelschale, zwei Stoffservietten waren nötig, um das Blut zu stoppen –, es ist wahr, dass er in

vielerlei Hinsicht einen verlotterten Eindruck machte. Aber sein Blick war immer scharf, immer konzentriert.

Immer in Gedanken, aber niemals ganz bei sich. Er konnte nicht allein sein – weil er gezwungen gewesen wäre, den Blick auf sich selbst zu richten. Vielleicht war das etwas, das er sich nicht leisten konnte. Leslie Gelb, der fünfundvierzig Jahre mit Holbrooke befreundet war und täglich mehrere Anrufe von ihm erhielt, unterbrach einmal den Monolog, um zu fragen: «Wie ist er denn so – Obama?» Holbrooke lieferte eine scharfsinnige Analyse. «Und welchen Einfluss hast du auf ihn?» Holbrooke schwieg, ihm fiel nichts ein. Wie kam es dazu, dass er auf der Netzhaut diesen blinden Fleck hatte, der sein Inneres verbarg? Er verschaffte ihm einen großen Vorteil, denn keine Selbstbetrachtung, egal welcher Art, störte den Drang, eine Idee in Handeln umzusetzen. Gleichzeitig war es eine große Schwachstelle, die ihn am Ende sogar das Leben kostete.

Ich höre diese Stimme, die sagt: «Das ist jetzt Ihr Problem, nicht meins.»

Er liebte Geschwindigkeit. Holbrooke hörte nie auf, bewundernd über Franz Klammers halsbrecherische Abfahrt um die Goldmedaille im Jahr 1976 zu reden, man hätte fast meinen können, er selbst sei es gewesen, der sich in Innsbruck in diese gefährlichen Kurven gestürzt hatte. Er fuhr mit dem Fahrrad mitten auf eine chaotische Kreuzung in Saigon, während er einer blonden Journalistin, die gerade aus Manhattan angereist war, etwas über den Krieg erzählte. Er raste durch den Pariser Verkehr, während er einem

Vorgesetzten aus dem Außenministerium erklärte, wie es um die Friedensgespräche in Vietnam stand. Sein Humvee schlitterte oberhalb der belagerten Stadt Sarajevo über die unbefestigten Serpentinafen des Igman, verfolgt von einem gepanzerten Mannschaftstransporter, in dem seine dem Untergang geweihten Kollegen saßen.

Er alberte gern herum, weshalb es so großen Spaß machte, ihn zu begleiten, weshalb er auch so oft in vermeidbare Schwierigkeiten geriet. 1967 postierte er sich vor dem Büro von Robert McNamara im zweiten Stock des Pentagon, er war sechsundzwanzig, ein Neuling im Ministerium, und hoffte, den Verteidigungsminister abzufangen, aus dem einzigen Grund, dass er seine Karriere befördern wollte. Ein ranghoher Militär wartete ebenfalls, ein hochdekorierter Fallschirmjäger, der gerade aus Vietnam zurückgekehrt war, wo Holbrooke ihn kennengelernt hatte. Der Oberst war von Kopf bis Fuß geschniegelt, die Bügelfalten messerscharf, die vorsichtig in die Stiefel geschobenen Hosenbeine waren an den Waden perfekt gebauscht. Er hatte offenbar den ganzen Morgen damit zugebracht, sich fein zu machen. «Das sieht wirklich schön aus», sagte Holbrooke, bückte sich und zerrte ein Hosenbein aus dem Stiefel heraus. Der Oberst brüllte ihn an. Holbrooke lachte.

Damals, in der Zeit von Kennedy und Johnson, als er in den Staatsdienst drängte, wollte jeder ein «action intellectual» sein. Dann wurde der Begriff von den Ereignissen in Vietnam eingeholt, die Intellektuellen verbrannten sich die Finger. Aber

die Bezeichnung passte auf Holbrooke. Es ging ihm immer um die Ideen, aber nicht um ihrer selbst willen, sondern nur, wenn sie zu Lösungen von Problemen führten. Nur mit den größten und komplexesten Problemen gab er sich überhaupt ab. Drei teuflische Kriege – so lässt sich seine Laufbahn zusammenfassen. Er war fast einzigartig in seiner Bereitschaft, alles immer wieder auf eine Karte zu setzen. Als er das Bosnienproblem gelöst hatte, nahm er sich Zypern vor, das Kosovo, den Kongo, das Horn von Afrika, Tibet, Indien, Pakistan und am Ende auch noch Afghanistan. Nur der Nahe Osten konnte ihn nicht locken. Während die Politik in Washington immer vorsichtiger wurde, wuchs sein Appetit auf Eroberungen. Kurz nach seinem Tod sagte Hillary Clinton: «Ich sehe ihn als Gulliver, den die Liliputaner am Boden gefesselt haben.»

Geschichte bedeutete ihm alles, so viel, dass er sie selbst schreiben wollte. Ein Satz wie «Er war ein bedeutender Mann» mag heute anachronistisch klingen, doch als Inspiration für menschliches Streben sollten wir die Idee, die ihm zugrunde liegt, vielleicht nicht ganz über Bord werfen. Er wuchs auf in einer Zeit, in der für diese Vorstellung noch Platz war, ein Platz, den nur ein Amerikaner einnehmen konnte. Damals in der unmittelbaren Nachkriegszeit wusste die in Trümmern liegende Welt das visionäre Handeln von Persönlichkeiten wie Acheson, Kennan, Marshall und Harriman noch zu schätzen. Sie rissen sich nicht einfach Gold und Ländereien unter den Nagel wie die Eliten früherer Weltreiche, sie bauten die

Strukturen einer internationalen Ordnung auf, die drei Generationen währen sollte, länger als alles andere, und die erst jetzt im Begriff ist zu zerfallen. Es waren unsentimentale, überaus selbstbewusste, weiße protestantische Männer – Privilegierte, würde man heute sagen –, die um die Jahrhundertwende geboren worden waren, die sich alle gegenseitig kannten und die wussten, wie man Resultate erzielte. Diese Leute gingen nicht mal pissen, ohne es strategisch durchdacht zu haben. Holbrooke verehrte all diese Männer, und einige wurden zu Ersatzvätern. Er wollte ganz oben ankommen, bei ihnen, dazu kämpfte er sich den Berg eines Establishments hinauf, das unter seinen Steigeisen wegbrach. Er erreichte das höchste Basislager, aber beim Sturm auf den Gipfel scheiterte er immer wieder. Er liebte Bücher über Bergsteiger, und als Teenager kletterte er in den Schweizer Alpen. Er war ein Romantiker. Er sollte nie begreifen, dass er zu spät gekommen war.

Es heißt, er sei ein ungeheurer Egoist gewesen. Das stimmt. Es war sogar noch schlimmer. Inwiefern, das werde ich im Weiteren erklären. Er verletzte zahllose Menschen, und sie vergaben ihm nie, und da die meisten von ihnen ihre Wunden leckten, statt sich zu wehren, erzählten sie, als er fort war, gewöhnlich als Erstes nur davon. Sie mussten nur warten, bis sein Name fiel, was natürlich früher oder später immer geschah. Sie erzählten, wie er einmal zu einem Kollegen sagte: «Ich habe heute mehr Geld an der Börse verloren, als du in einem Jahr verdienst.» Wie er zwei Holocaust-Überlebenden,

einem Ehepaar, am fünfzigsten Jahrestag der Befreiung von Auschwitz die Plätze im offiziellen Bus wegnahm, um sich selbst an der Seite von Elie Wiesel in die Delegation einzureihen, und wie das Paar dann mit Tränen in den Augen die polnischen Ordner anflehen musste, sie ins Lager zu lassen, damit sie die Gedenkfeier nicht verpassten. Wie er sich selbst für den Friedensnobelpreis ins Spiel brachte – Dinge dieser Art, immer wieder, so als müsste er alle paar Stunden einen Überschuss an Ego abwerfen, um sich im Gleichgewicht zu halten.

Und der Preis, den er zahlte, war gewaltig. Er zerrüttete seine erste Ehe und zerstörte seine engste Freundschaft. Seine Charakterschwächen kosteten ihn seinen Traumjob, den des Außenministers, für den ihn seine Stärken eigentlich prädestinierten. Man kann das eine vom anderen nicht trennen. Ich dachte immer, Holbrooke hätte alles erreichen können, wenn man ihn nur ein wenig zurechtgebogen hätte – ein bisschen Selbstbeherrschung hier, ein klarer Blick nach innen dort –, aber das war ein Trugschluss. Wir sind, wer wir sind. Hätte man versucht, das zerstörerische Element herauszuschneiden, hätte man gleichzeitig das getötet, was ihn beinahe zu einem bedeutenden Mann gemacht hat.

Als Angehöriger jener niederen Klasse, die ein gutes, aber kein außerordentliches Leben anstrebt – der schon die Vorstellung eines solchen Strebens beängstigend und geschmacklos vorkommt –, fällt es mir äußerst schwer, das Ausmaß der Qual zu erfassen, die mit diesem «beinahe»

verbunden ist. Man stelle sich vor: die endlose Reihe von Terminen, die strategische Planung all jener Abendessen, das Tag und Nacht brennende Hirn, und dann die Erkenntnis – so tief vergraben, dass er sie möglicherweise nur als körperlichen Schmerz empfand –, dass er sein unmögliches Streben nach Erhöhung nicht hatte einlösen können. Ich bewunderte ihn für diese Leidensbereitschaft. Sein Leben war voller Annehmlichkeiten, aber ich habe ihn nie beneidet.

Wir hatten nur wenige Gemeinsamkeiten, aber eine, die mir in den Sinn kommt, ist die Liebe zu Joseph Conrads Romanen. In einem seiner Briefe schrieb Conrad, dass «diese beiden unvereinbaren Instinkte» – Egoismus und Idealismus – «uns nur im undurchschaubaren Zusammenspiel ihrer widerstreitenden Kräfte dienen können. Jeder für sich allein würde unseren Ehrgeiz zunichte machen.» Ich glaube, das bedeutet, dass sie uns nur dann voranbringen, wenn sie gemeinsam aktiviert werden. Ohne ein Maß an Egoismus ist der Idealismus schwach; ohne den Idealismus entwickelt der Egoismus eine zerstörerische Kraft. Das beste Beispiel dafür war Holbrooke. Manchmal gerieten die beiden Instinkte aus dem Gleichgewicht. Manche Leute, darunter sein jüngerer Bruder Andrew, sahen nur noch den Egoismus, der seinen Idealismus überschattete. Andrew meinte, seinem Bruder fehle der Teil des Gehirns, der ihn empathisch für seine Mitmenschen gemacht hätte. Aber eine Handvoll Freunde, die ihn sein ganzes Leben begleiteten, ließen sich nicht provozieren, sie machten sich keine Illusionen und lachten

über seine ungeheure Charakterschwäche. Sein Ehrgeiz und seine Selbstzweifel waren so offensichtlich, dass sie versuchten, ihn in Schutz zu nehmen. Hin und wieder mussten sie ihm wehtun, ihn in aller Schärfe zurechtweisen. Danach konnten sie ihn wieder lieben. Sie wussten, dass er der Talentiertesten von ihnen war, und sie wollten, dass er es weit brachte – als Bestätigung für sie selbst, für ihre Generation, für ihre Vorstellung von Dienst am Volk, für ihr Land. Wenn Holbrooke es schaffen könnte, dann könnte Amerika noch immer ein Land des Abenteurers sein, des Aufbruchs in eine große Zeit. Er konnte nie genug kriegen, und sie wollten, dass er bekam, was er sich wünschte, und als er starb, trauerten sie nicht nur um einen Freund, sondern auch um die enttäuschte Hoffnung.

Er liebte Amerika. Nicht mit stolzgeschwellter Brust – er trug nicht einmal eine Flaggennadel am Revers –, sondern beinahe von Natur aus, denn seine Eltern hatten nur ein Ziel gehabt: Amerikaner zu werden, und in der Nachkriegszeit, in der er aufwuchs, gab es einen Haufen Beweise dafür, dass Amerika ein großartiges und freigiebiges Land war. Im Spätsommer 2010 ging er mit Kati, seiner dritten Frau und späteren Witwe, zum Lincoln Center, um eine Wiederauflage des Musicals «South Pacific» zu sehen. Seine engsten Freunde können sich nicht erinnern, Holbrooke jemals weinen gesehen zu haben, aber in «South Pacific» kamen ihm die Tränen, und andere Männer in seinem Alter weinten ebenfalls, und er wollte verstehen, warum das so war. Das war um die Zeit, als er begann, mithilfe eines Kassettenrekorders seine Gedanken

festzuhalten, für die Zukunft, vielleicht für seine Memoiren, und dies ist, was er sagte: «Was mich berührt hat, war die Schönheit der Darstellung verbunden mit dieser Musik, und die Tatsache, dass dieses Musical so viele wichtige Momente der amerikanischen Geschichte in sich vereint, dass es 1949 in New York uraufgeführt wurde, in einer Ära also, als New York großartiger war als zu jedem anderen Zeitpunkt seiner Geschichte, und das Thema – Amerikaner im Krieg in einem fernen Land, auf irgendwelchen Inseln im Südpazifik –, dieses Gefühl, dass Amerika der Optimismus abhandengekommen ist, dass wir uns damals alles zutrauten. Der Kontrast zu heute ...», hier versagt ihm die Stimme, und es fällt mir schwer, weiter zuzuhören, denn er hatte nur noch wenige Monate zu leben, «... war sehr eindrucksvoll, und mir ging immer wieder durch den Kopf, wo wir heute stehen, als Nation, wie sehr es uns an Selbstvertrauen mangelt, an den Glauben an unsere eigene Führungsfähigkeit, verglichen mit 1949, als das Musical uraufgeführt wurde, das eine Ära heraufbeschwört, die damals erst fünf oder sieben Jahre zurücklag, als wir in die entferntesten Winkel der Erde vordrangen, um die Zivilisation zu retten.»

Ich überlege gerade, wo ich ansetzen soll, jetzt, da ich einmal in Fahrt bin. Es gibt zu viel zu erzählen, alles will gleichzeitig heraus. Sein Ehrgeiz, seine Loyalität, seine Grausamkeit, seine Zerbrechlichkeit, seine Treuebrüche, seine Narben, seine Ehefrauen, seine Freundinnen, seine Söhne, die offiziellen

Mittagessen. Als er starb, mussten hundert Termine abgesagt werden, darunter einer mit mir. Er konnte nicht allein sein.

Ich kann von all dem erzählen, von Anfang an. Ich gehörte nicht zu seinem engeren Freundeskreis, aber ich habe ihn über viele Jahre genau beobachtet. Warum ich das tat? Nicht, weil er außergewöhnlich war, was er ja tatsächlich war, und mit der Leistung seiner Vorgänger hätte mithalten können, wenn auch er in Amerikas Blütezeit gelebt hätte. Nicht weil er faszinierend war, was er ja tatsächlich war – irgendwo auf der Welt unterhalten sich in diesem Augenblick mindestens vierzehn Menschen über ihn. Ja, ich werde ihn hin und wieder selbst zu Wort kommen lassen – denn reden, das konnte er –, aber ich erzähle diese Geschichte nicht um seineswillen. Nein: Wir möchten sehen und spüren, was zu Holbrookes Lebzeiten mit Amerika geschehen ist, und das gelingt am besten, wenn wir uns an die Fersen eines Mannes heften, der beinahe zu den ganz Großen gehört hätte, denn er führt uns mit seiner Suche tiefer in die inneren Strukturen der Macht als die übliche Politprominenz (die er samt und sonders kannte), und sein ungestümes Ringen fördert mehr menschliche Wahrheit zutage als die offiziellen Biographien der bedeutendsten Männer und Frauen. So etwas muss Les Gelb gemeint haben, als er kurz nach dem Tod seines Freundes sagte: «Es wäre viel besser, einen Roman über Richard C. Holbrooke zu schreiben als eine Biographie, geschweige denn einen Nachruf.»

Das, was man das amerikanische Jahrhundert nennt, war in Wirklichkeit nur ein gutes halbes Jahrhundert, und das

entspricht in etwa Holbrookes Lebensdaten. Es begann mit dem Zweiten Weltkrieg und der darauf folgenden, kraftvollen Erneuerung – die Vereinten Nationen, die NATO, die Politik der Eindämmung, die freie Welt –, es durchlief schwindelerregende Höhen und Tiefen, bis es vorgestern oder vorgestern zu Ende ging. Was auch immer es ist, das große Mächte und bedeutende Menschen zu Fall bringt – schlichte Hybris oder Dekadenz oder Verschwendungssucht, so etwas wie Unaufmerksamkeit oder Versagensangst, oder einfach nur das Alter –, genau das setzte irgendwann ein, und deshalb geht es hier um ein vergangenes Zeitalter. Ein Goldenes Zeitalter war es nicht, wir haben uns verrannt, und eine Menge ist schiefgegangen, doch ich trauere ihm jetzt schon nach. Wir hatten eine gute und eine schlechte Seite, und das eine ließ sich vom anderen nicht trennen. Aus dem Gefühl der Allmacht entstanden der Marshallplan und der Vietnamkrieg, der Friedensvertrag von Dayton und der endlose Afghanistankrieg. Unser Selbstvertrauen und unsere Energie, unsere Reichweite und unsere Einsatzmöglichkeiten, unser Überfluss und unsere Blindheit – entsprachen im Großen und Ganzen denen von Holbrooke. Er war unser Mann. Das ist der Grund, warum ich diese Geschichte erzählen möchte. Das ist der Grund, warum ich seine Stimme bis heute im Ohr habe.

Träume, weit entfernt

Man möge mir verzeihen, wenn ich die ersten Jahre im Eiltempo erzähle. Es gibt in dieser Lebensgeschichte keine Geheimnisse, die sich anhand der Kindergartenzeit entschlüsseln ließen. Die Frage, wie Holbrooke zu dem wurde, was er war, muss nicht einmal beantwortet werden. Ich bezweifle, dass sie für überhaupt jemanden beantwortet werden kann. Für Holbrooke bestimmt nicht. Nur ein Detail ist wirklich wichtig, und das hat mit seinem Vater zu tun.

Sein Name war Abraham Dan Golbraich. Er wurde 1912 in Warschau geboren, wo er einmal zusehen musste, wie einige junge Polen chassidischen Juden die Bärte abschnitten. Im Ersten Weltkrieg flohen Abraham und seine Mutter Agnes, eine Krankenschwester, vor der deutschen Armee nach Osten, in ihre russische Heimatstadt Witebsk. Nach der Revolution von 1917 bezichtigte man Agnes, den Zaristen nahezustehen, sie floh mit ihrem Sohn nach Westen, quer durch Europa bis nach Frankreich. Golbraich wuchs in ärmlichen Verhältnissen auf. Als junger Mann war er ernsthaft, groß und gutaussehend, mit graugrünen Augen und blondem, welligem Haar – ein jüdischer Paul Henreid. Er studierte an der Sorbonne in Paris und schloss sein Medizinstudium in Bologna ab. Im Frühjahr 1939, kurz vor

Kriegsausbruch, schiffte er sich in Rom ein und reiste allein nach New York. Im Sommer blätterte er in einem Telefonbuch von Manhattan und fand einen Namen, der ein wenig wie sein eigener klang: Holbrook. Er hängte ein effektvolles «e» an, trat vor den Richter und wurde Dr. Dan A. Holbrooke. Was für ein Land!

Gertrud Moos war dunkelhaarig, dunkeläugig und voller Lebensfreude. Sie wurde 1920 als Tochter der führenden deutschen Lederhändlerfamilie geboren. Ihr Vater Samuel diente im Ersten Weltkrieg in der kaiserlichen Armee, er ließ sich mit Pickelhaube fotografieren und wurde mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet. Er kämpfte in Polen, Serbien und an der Westfront in Frankreich, wo er 1916 an seinen Schwager schrieb: «Nach dem Krieg werden die Amerikaner feststellen, dass die Deutschen ihnen nicht mehr gewogen sind. Möglich, dass sie ihr Verhalten noch bereuen werden, denn im zukünftigen Europa wird eine vitale und kraftvolle Macht wie Deutschland, das unbesiegbar ist, sehr einflussreich sein, einflussreicher noch als zuvor.» So klangen assimilierte deutsche Juden, bevor Hitler auf den Plan trat. Später hatte Sami Moos die Weitsicht, *Mein Kampf* zu lesen, und als die Nazis an die Macht kamen, erklärte er seinen Kindern, dass sie Juden seien und dass die Familie Hamburg und Deutschland auf immer verlassen würde. Sie fuhren mit dem Schiff nach Buenos Aires, wo die Firma ein Exportkontor hatte. Im Januar 1939 gab Trudi ihren mit Hakenkreuzen bestempelten

deutschen Pass ab und erhielt einen argentinischen. Dann reiste sie weiter nach New York, wo sie sich niederließ.

Ein Jahr später lernten sich Dan und Trudi bei einem Essen im International House kennen, einem Treffpunkt für ausländische Studenten an der Upper West Side in Manhattan, und verliebten sich ineinander. Am Abend des 24. April 1941 brachte die zwanzigjährige Trudi einen Jungen zur Welt. Sie gaben ihm den Namen Richard Charles Albert Holbrooke – als könnten sie mit der Anhäufung von all diesen angelsächsischen Vornamen, die sie einem erfundenen Nachnamen hinzufügten, die Pogrome, die Bolschewiken, die Nazis und die Golbraichs, denen das junge Paar entflohen war, ein für alle Male begraben. Dan und Trudi verwendeten die zahlreichen europäischen Sprachen, die sie sprachen, im Haus nie. Die Religion ihrer Vorväter verschwiegen sie Dick und Andy, der 1946 dazukam. Später schickten sie die Jungen in eine Quäker-Sonntagsschule – wegen des hohen kulturellen Anspruchs, nicht wegen der Theologie (denn sie waren Atheisten). Sie waren schon im Jugendalter, als Trudi ihnen schließlich erzählte, woher sie kamen. Den ursprünglichen Namen seines Vaters erfuhr Dick erst, als er selbst bereits ein Mann im fortgeschrittenen Alter war. Auf beiden Seiten der Familie hatte die Alte Welt nur Schwierigkeiten gebracht. Die Holbrookes waren keine Juden mehr. Sie waren jetzt Amerikaner.

Und sie taten, was Amerikaner tun. Trudi kaufte ein Notizbuch mit einem pinkfarbenen Plastikeinband, auf dem stand: «Das Leben beginnt.» In dem mit babyblauen Vögeln und

einem Engelsgesicht dekorierten Buch, das weißer und protestantischer nicht hätte sein können, hielt sie Dickies kometenhaften Aufstieg fest: Am dreiundzwanzigsten Tag lächelt er zum ersten Mal, nach vier Monaten hat er sein Geburtsgewicht verdoppelt, nach acht kann er allein stehen, nach vierzehn kann er gehen. Ich kann ihn mir offen gesagt nicht in Windeln vorstellen. Mit drei hätte er wohl gesagt: «Sie haben das Buch nicht gelesen? Sie müssen es unbedingt lesen.»

Nach dem Krieg zogen die Holbrookes wie so viele Amerikaner in die Vorstadt, und zwar nach Scarsdale, New York. Dan und Trudi traten in die Demokratische Partei ein. Sie begannen, sich für Kunst zu interessieren. Lipchitz und de Kooning ließen sich von Dr. Holbrooke behandeln, genau wie die vielen ärmeren Flüchtlinge, die manchmal mit Wein oder Salami zahlten. Samstags, wenn Dan seine Sprechstunde zu Hause abhielt, stand eine lange Reihe von Autos vor dem zweistöckigen gelben Stuckhaus am Obry Drive 2, das bei Weitem nicht das schönste in der Sackgasse war. Die Menschen im Viertel bewunderten ihn.

Seinen ältesten Sohn trieb er immer wieder zum Lernen an: «Warum willst du zu einem Baseballspiel gehen, wenn du ein Buch lesen kannst?» Denn sein Wunsch war, dass Dick eines Tages den Nobelpreis in einer wissenschaftlichen Disziplin gewinnen würde. Außerdem vermittelte er ihm einen Sinn für Geschichte. 1949 nahm er den Achtjährigen mit zum East River, wo gerade das Hauptquartier der UNO gebaut wurde. Mit der Stimme einer Hollywoodfigur von vage europäischer Herkunft,

mit einem slawischen Akzent, der auf lateinischen Kadenzritten, erzählte er seinem Sohn von der neuen Organisation, die Kriege von der Art verhindern würde, die Dan und Trudis Jugend geprägt hatte.

Im Sommer 1956, Dick war fünfzehn Jahre alt, reiste er allein nach Europa, um die Verwandten auf Trudis Seite zu besuchen. Er schrieb seinem Vater Briefe, die informieren und beeindrucken sollten, und die sich lasen wie frühe diplomatische Depeschen. Die Suez-Krise war gerade ausgebrochen. «Ist Nasser ein weiterer Hitler?, fragen die britischen Zeitungen. Wenn das stimmt, dann muss jetzt gehandelt werden. Der Kanal ist lebenswichtig für die Briten, sie sind in Aufruhr. Seit achtzig Jahren gehört er zu dem Bedeutendsten, was sie besitzen, nur deshalb konnten sie sich an der Weltspitze halten. Die Briten sind zum Handeln bereit. Die Franzosen ebenfalls. Aber Ike zögert.» In allen anderen Bereichen war Amerika seiner Meinung nach weiter als Europa – in der Musik, im Film, in der Architektur und Wissenschaft. Aber nicht im Bereich der Außenpolitik. Amerika sollte führen. «Ich denke an Truman, der mit einer blitzschnellen Entscheidung den russischen Vorstoß in Korea aufgehalten hat. Jetzt muss [Ike], der die westliche Welt anführt, handeln, er darf nicht länger zögern. Die Welt wartet auf seine Entscheidung.»

Die Korrespondenz mit seiner Mutter dagegen war minimalistisch und gestelzt wie die eines Drittklässlers: «Ich werde Andy Schokolade schicken. Sie sollte in ein paar Tagen

ankommen. Heute regnet es. Ich habe hier ein Mädchen aus meiner Klasse in Scarsdale getroffen.» Der Sohn war reserviert, die Mutter beschäftigt. Trudi pflegte ihren Mann, der seit 1950 schwer krank war.

In jenem Jahr hatte Dan einen Brief von seinem engen Freund Isamu Noguchi erhalten, einem Bildhauer, der sich gerade in Asien aufhielt. «Ich habe geträumt, dass du schwer krank bist. Ich wollte dir eigentlich schreiben, um zu erfahren, ob etwas daran ist, aber dann fand ich es einfach zu albern angesichts deiner Vitalität, deines Berufs – Träume, die in solch weiter Ferne geträumt werden, auf der anderen Seite der Erde in Bali, würden doch bestimmt jeder telepathischen Grundlage entbehren. Also schenkte ich ihm keinen Glauben.»

Doch Noguchis Traum war bereits Wirklichkeit: Dan litt an Darmkrebs, der anfangs nicht erkannt worden war. Sieben Jahre lang, beinahe Dicks gesamte Jugend hindurch, wurde sein Vater immer wieder ins Krankenhaus eingeliefert, immer wieder operiert.

Eines Tages im Januar 1957 kam Dick aus der Schule und fand Andy in der Küche vor. «Du weißt, dass Papa gestorben ist», sagte sein Bruder.

«Ich weiß», sagte Dick. Das war alles, was er je dazu gesagt hat. Andy hörte ihn nie wieder über ihren Vater sprechen. Auch anderen gegenüber erwähnte er seinen Vater praktisch nie.

Einundvierzig Jahre später, im Jahr 1998, als Bill Clinton ihn in einer Zeremonie im Rose Garden des Weißen Hauses zum

UNO-Botschafter ernannte, sprach Holbrooke über die Baustelle am East River: «Mein Vater erklärte mir damals, dass diese Gebäude die wichtigsten der Welt sein würden. Sie würden zukünftige Kriege verhindern.» Holbrooke schluckte, er war zutiefst bewegt. «Mein Vater hat es nicht mehr erlebt, wie sich sein Wunsch in der rauen Wirklichkeit des Kalten Krieges auflöste ...» – seine Stimme zitterte, er hielt inne und rieb sich die Nase. «Und in den Unzulänglichkeiten der Organisation selbst.» Er schluckte und holte tief Luft. «Aber diesen Ausflug damals habe ich nicht vergessen, und auch nicht den edlen, wenn auch viel zu idealistischen Traum meines Vaters.» Seine Stimme brach. Er rieb sich wieder die Nase. Dann wandte er sich zu Clinton, der neben ihm stand, und murmelte: «Entschuldigen Sie. Tut mir leid, ich spreche in der Öffentlichkeit normalerweise nicht über meinen Vater.» Clinton lächelte und klopfte ihm auf den Rücken.

In einem kurzen Segment der Abendnachrichten blitzte etwas auf, das Holbrooke ein Leben lang verdrängt hatte. Er hatte seinen Vater erwähnt, und es hätte ihn beinahe aus der Fassung gebracht. Was lagerte wohl in den tiefsten Schichten seiner Persönlichkeit, wenn schon diese wenigen Worte genügten, um seine Selbstbeherrschung in der Öffentlichkeit, die außerordentlich war, ins Wanken zu bringen? Dieser eine Mensch, dessen Anerkennung er mehr als alles andere ersehnte, war von Beginn seiner Laufbahn an nicht da, um sich beeindrucken zu lassen. Das ist es, was ich als Analyse anzubieten habe, mehr nicht. Doch Holbrookes Leben erfüllte

sich in dem, was er tat, in seinem Handeln können wir ihn erkennen. Auch das erdrückende Schweigen, das sich über seine Jugend und den tragischen Tod des Vaters legte, war eine Art Handlung – eine bewusste Entscheidung.

Sich selbst zu erfinden, indem er sich selbst auslöschte, war möglicherweise ein radikalerer Schritt, als ein Telefonbuch aufzuschlagen, um sich einen neuen Namen zu geben. Er gehörte zu niemandem und war nirgends zu Hause – er wurde sein eigener Spross, der Sohn von Amerika selbst.

Nach dem Tod des Vaters wanderte er in die Familie eines Klassenkameraden namens David Rusk ein. David wurde sein bester Freund an der Schule in Scarsdale, sie gaben gemeinsam die Schülerzeitschrift heraus und spielten auf den Sandplätzen in der Stadt Tennis. Beim Training lief immer das Radio, so verfolgten sie einen Sommer lang die Berichte aus dem Libanon, wo eine amerikanische Militärintervention im Gange war. Holbrooke verbrachte mehr Zeit bei den Rusks, wo er oft auch übernachtete, als in seinem eigenen Elternhaus. Trudi, die bald einen neuen Mann fand, ersetzte er durch die gütige, immer ein wenig verlottert wirkende Virginia Rusk. An die Stelle seines verstorbenen Vaters trat Dean Rusk, ein kahlköpfiger Mann mit rundem Gesicht und verquollenen Augen. Holbrooke war kaum bewusst, dass Mr. Rusk die Rockefeller-Stiftung leitete, und er hatte keine Ahnung, dass Rusk in der Truman-Regierung in Dean Achesons Außenministerium als Assistant Secretary of State für Ostasien